

Kolumne : Ferne nahe Orte

Autor(en): **Mingels, Annette**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **95 (2008)**

Heft 11: **Grafton Architects et cetera**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-130914>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Annette Mingels

Ferne nahe Orte

Ich muss elf Jahre alt gewesen sein, als ich mein erstes Déjà-vu-Erlebnis hatte. Im Schulbus fuhr ich jeden Morgen zur Schule, die gut dreissig Kilometer entfernt in einer Stadt lag. Der Weg ging über Dörfer und Landstrassen, vorbei an alten Fachwerkhäusern, Vorstadt villen und neuen Bungalows. Kaum in der Stadt, passierten wir eine Hochhauszeile: acht zwölfstöckige Gebäude aus grauem Beton, mit trotzig farbenfrohen Balkonen. Eine kurz geschorene Wiese umrahmte die Gebäude, darauf ein Spielplatz, auf dem nie jemand spielte. «Chinesische Mauer» nannten wir Kinder die Hochhausreihe. Allein die Vorstellung, in solch einem Haus zu wohnen! Ohne eigenen Garten. Ohne die Möglichkeit, so viel Lärm zu machen, wie man wollte. Mit Nachbarn, denen man im Hausflur begegnen würde und die man vielleicht unheimlich fände. Unmöglich, sagte meine Freundin Tina, und ich nickte, weil ich das auch fand: Unmöglich. Doch gleichzeitig war da ein Gefühl, das mir sagte: Wie schön. Wie vertraut.

Einmal sah ich einen Jungen auf einem der bunten Balkone stehen und dachte neidvoll: Der hat's gut. Ich wollte nicht in einem Hochhaus wohnen. Aber gleichzeitig hatte ich eine Sehnsucht danach wie nach etwas Vergangenem, unwiderbringlich Verlorenem. «Ja», sagte meine Mutter, als ich sie fragte. «Wir wohnten einmal in einem Hochhaus. Aber da warst du noch sehr klein, zwei Jahre oder drei.» Zu jung, um mich zu erinnern.

Die Sehnsucht blieb, bis ich einmal, mit Mitte zwanzig, in einem Hochhaus wohnte. Es war nicht schlecht. Doch es hatte nichts mit dem diffusen Heimweh zu tun, das mich beim Anblick von Hochhäusern ergriffen hatte und von dem ich nicht wusste, woher es kam. Die Imagination wurde von der Realität abgelöst, die Vergangenheit von der Gegenwart verdrängt.

Anderes hat sich in meinem Unterbewusstsein eingenistet und dringt von Zeit zu Zeit an die Oberfläche, um mir fremde Plätze, Cafés, den Verlauf einer Strasse, den Erker an einem Haus, eine Treppe oder die Form eines Fensters seltsam vertraut erscheinen zu lassen. Das kann ganz unerwartet passieren, sogar in der eigenen Stadt.

Vor kurzem machte ich einen Spaziergang durch Zürich. Fuhr mit der Strassenbahn irgendwo hin, marschierte los. Eine Villengegend oberhalb der Universität. Breite Wege, ruhig, sobald man von der Hauptstrasse abbog. Je länger ich lief, desto mehr entfernte ich mich von der realen Gegend: der Blick zwischen den Häusern entlang erinnerte mich an Dublin, die Häuser mit den weiss umrahmten Fenstern an Schweden, das Mosaik auf dem Balkon einer grünstichigen Villa an etwas, das ich nicht verorten konnte. Immer wieder auch die Erinnerung an das Haus meiner Tante. Es stand auf Long Island, ein Holzhaus mit einem soliden Fundament aus gelbem Sandstein und einem kleinen Kabuff im Vorgarten, von dem die weisse Farbe abblätterte. Als Kind verbrachte ich

die Sommer dort. Inzwischen ist es verkauft worden. Keines der Häuser ähnelte ihm wirklich, aber manche hatten etwas von ihm.

Ein Déjà-vu ist ein bitter-süßes Gefühl, das das Ferne ins Nahe rückt, das Gestern ins Heute. Ein Gefühl, das das Vergehen der Zeit deutlich macht und sie gleichzeitig zurückholt: wie der Geschmack der Madeleines, mit der der Erzähler in Marcel Prousts «Suche nach der verlorenen Zeit» Bissen für Bissen die Zeit «wiederfindet». Nicht immer habe ich Déjà-vus, und nicht immer mag ich sie. Manchmal kommen sie so gehäuft, dass ich ganz erschöpft bin. Manchmal aber eröffnen sie mir auch die Möglichkeit, aus der Realität auszusteigen: Kurz nur, wie auf einer kleinen Reise, öffnet sich in ihnen ein Fenster in die Ferne – und in die eigene Vergangenheit.

Annette Mingels, geboren 1971 in Köln. Studium der Germanistik, Linguistik und Soziologie in Frankfurt, Köln, Bern und Fribourg. Promotion in Germanistik. Lebt und arbeitet als Autorin, Lehrbeauftragte und Journalistin (FAZ, GEO, Tages-Anzeiger, DAS MAGAZIN, Radio DRS 2) in der Schweiz und Deutschland. Schreibt seit April 2008 als Kolumnistin für die FAZ.
Bild: Cité du Lignon, Vernier. – Bild: Julien Barro

